

Moderne Heime kosten Geld

Genauso verhält es sich mit der Unterbringung in einem Heim. Ein Schul- oder Kinderheim ist heute nicht mehr das, was Heime bis in die 1970er-Jahre waren: Korrekationsanstalten, die Kinder «brauchbar» zu machen versuchten; Anstalten der Individualisierungspädagogik, die Kinder strikte von den «unkontrollierbaren Einflüssen» Gleichaltriger und auch von den Eltern zu isolieren versuchten; Arbeitserziehungsanstalten, die in einer Form von Selbstverwaltungsexperimenten zu brutalsten Hackordnungen, Intrigen und Selbstjustiz pervertierten; Heime, deren militärische Heimleiter ihre Schützlinge «aus Liebe» züchtigten (Zusammenstellung aus Tagesanzeiger, 5. März 2015, «Vergiss nicht, dass du ein armes Kind bist» von Helene Arnet). Nein, heutige Heime ersetzen nicht nur das Elternhaus, das seine Aufgaben nicht mehr erfüllen kann, sondern sie unterstützen, fördern und therapieren in kindergerechten Strukturen die Kinder.

Um diese Kinder kümmern sich heute deutlich mehr Pädagoginnen und Pädagogen, Sozialarbeiterinnen und -arbeiter, Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in Administration, Küche und Hausdienst, als Kinder im Heim Aufnahme finden. Die Anforderungen an ein Kinderheim müssen in dieser Pu-

blikation nicht wiederholt werden. Sie entsprechen den aktuellsten pädagogischen Konzepten und werden regelmässig angepasst. Heime müssen sich jederzeit Kontrollen unterziehen: Mehr Transparenz lässt weniger Ungereimtheiten zu. Sie bringt aber auch mehr Bürokratie mit sich. Der schlechte Ruf der Kinderheime und die Angst vor der «Heimversorgung» sind historisch begründet und daher verständlich. Heute sind die Ängste aber nicht mehr gerechtfertigt. Allerdings kosten Heime und Pflegeplätze, die den modernen Ansprüchen genügen, viel Geld.

Den Wert des Kindesschutzes im Auge behalten

Kritik an Behörden, Institutionen und Verfahren üben zu können, ist wichtig. Sie kann zu Verbesserungen, aber auch zu einem massvollen Umgang mit finanziellen Mitteln beitragen. Sie muss aber das Ziel im Auge behalten. Unsere Gesellschaft muss entscheiden, wie viel ihr der Schutz gefährdeter Kinder wert ist. Einzelne Fehler oder vereinzelte Beispiele hoher Kosten dürfen nicht Anlass geben, langjährige positive Entwicklungen in Verfahren und Institutionen pauschal in Frage zu stellen. Wir müssen Sorge tragen – nicht nur zu unseren Kindern, sondern auch zu den Institutionen, die diese wirksam schützen.

Und jetzt auch noch Medienpädagogik!

Muss Medienpädagogik Teil der Sozialpädagogik werden?

Monika Luginbühl, dipl. Sozialarbeiterin, Dozentin an der Höheren Fachschule für Sozialpädagogik, BFF Bern

Nick ist dreizehnjährig. Er besitzt ein Smartphone, mit dem er Musik hört, filmt, chattet, surft, fotografiert, googelt, Games spielt, SMS sendet, einkauft, sich erinnern lässt, Notizen macht, Texte liest und, ach ja, ab und zu auch telefoniert. Normal? Ja, glaubt man den Zahlen der neusten James-Studie¹, die alle zwei Jahre die Mediennutzung von 1000 Jugendlichen in der Schweiz untersucht. 98 Prozent der Jugendlichen besitzen ein Handy, davon sind 96 Prozent Smartphones. Die Jugendlichen sind im Schnitt zwei Stunden pro Tag im Internet, am Wochenende sind es drei Stunden.

Die fünfzehnjährige Anna hat ebenfalls ein Smartphone und dazu noch einen Laptop. Ihre Hausaufgaben erledigt sie oft digital. Das ist in der Schule schon lange Pflicht. Heute hat Nick Musik hochgeladen, Anna ein «Selfie» an einen neuen Freund geschickt. Sie hat ihn gestern im Internet kennengelernt. Nick stellt die neue Musik seinen Freunden zur Verfügung – gratis. Anna chattet mit dem Unbekannten und vereinbart ein Treffen. Gefährlich? Illegal? Ja – das wissen die beiden aber nur bedingt...

Medienkompetenz ist ein Schlüssel zur Partizipation

Die Gesellschaft hat sich verändert: Digitale Medienkompetenz ist zu einer Schlüsselqualifikation für Partizipation geworden. Wer mit digitalen Medien nicht umgehen kann, ist tendenziell ausgeschlossen. Informationen sind zunehmend und immer ausschliesslicher im Internet zu holen, etwa Fahrpläne oder Reiseangebote. Reservationen, Wohnungs- oder Jobsuche, die Suche nach Weiterbildungsangeboten oder dem Lebenspartner: All das geschieht zunehmend digital. Mailen ist zu einem gängigen Kommunikationskanal geworden. In praktisch allen Berufen muss man mit dem Computer umgehen können. Eine Wahl haben wir nur bedingt. Für viele ist dies eine Herausforderung, für die meisten eine Chance. Aber einen persönlichen Umgang

müssen alle finden – beruflich wie privat. Denn das Internet ist da und wird nicht mehr verschwinden. Die digitalisierte Gesellschaft ist weder ein Jugendthema noch ein Jugendproblem, sondern eine Realität, der wir uns alle in irgendeiner Form stellen müssen.

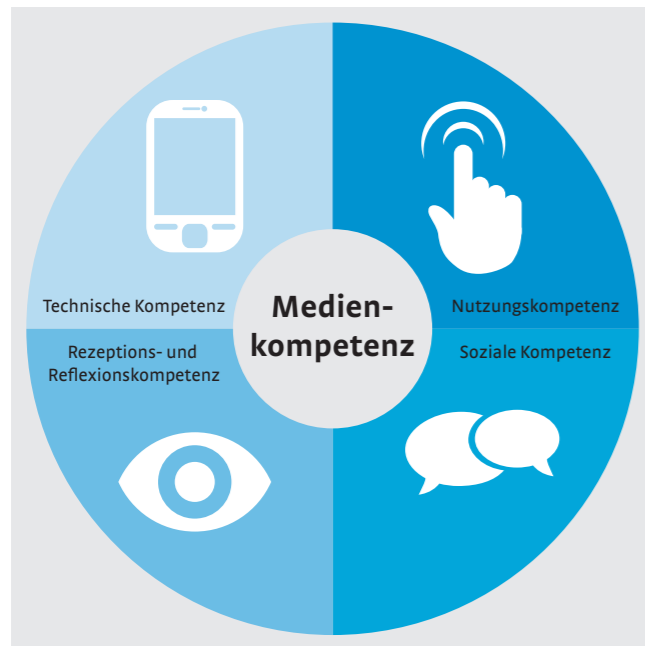
Bewahrpädagogik oder Medienpädagogik? Der erste Impuls der Sozial- und Sonderpädagogik ging in Richtung «schützen durch klare Regeln und Kontrollen». Doch spätestens mit dem Einzug der Smartphones ist klar: Die Regeln greifen nicht oder zumindest schlecht, und die Kontrolle ist schwierig. Denn die Kinder sind fit, die Geräte klein und Netzwerke überall vorhanden. Die Erwachsenen schwanken zwischen Resignation und Kapitulation. Für Medienpädagoginnen und -pädagogen hingegen ist ganz klar: Der beste Schutz ist die Befähigung und die aktive Förderung der Medienkompetenz. Diese beinhaltet nebst dem Aushandeln und Einfordern von Regeln (welche es trotz allem auch braucht) vor allem eine aktive Begleitung der Kinder und Jugendlichen. Interesse zeigen, gemeinsam digitale Medien nutzen, Stellung beziehen zu Medieninhalten (Validierung), selber als erwachsene Person ein Vorbild im Umgang mit der Thematik sein: Das sind hier die wesentlichen Stichworte. Aus systemischer Sicht ist zudem wichtig, dass die Eltern in die Thematik einbezogen und unterstützt werden und dass auch eine enge Vernetzung mit der Schule stattfindet.

Medienkompetenz hat viele Gesichter

Medienkompetenz besteht aus verschiedenen Teilkompetenzen. Sie will erlernt und erprobt sein. Es ist wichtig, sich nicht von technisch fitten Kindern und Jugendlichen täuschen zu lassen. Sie verfügen nicht unbedingt über Medienkompetenz. Trotz ihrer Versiertheit sind sie nämlich auf Unterstützung angewiesen. So wie Nick, der anfangs erwähnte Jugendliche. Er kann problemlos Geräte bedienen, hat aber



Auf Spielplatz 2012



Grafik 1



Grafik 2

keine Ahnung, dass er sich mit der soeben hochgeladenen Musik strafbar gemacht hat.

Dieter Baacke², dessen Definition von Medienkompetenz oft zitiert wird, unterscheidet vier Teilkompetenzen, welche nur zusammen die Medienkompetenz ergeben (Grafik 1). Bei der technischen Kompetenz geht es um das technische Bedienen und Instandhalten der Geräte sowie um die Nutzung von verschiedensten Programmen. Die Nutzungskompetenz geht einen Schritt weiter: Sie beinhaltet das Erlernen von kompetenten Strategien zur sinnvollen Auswahl und übersichtlichen Verwaltung von Informationen sowie die Kompetenz, digitale Medien zu gestalten. Mit Rezeptions- und Reflexionskompetenz ist der kritische Umgang mit Daten und Informationsquellen gemeint. Sie umfasst das Bewusstsein darüber, welche Spuren man im Internet hinterlässt, das Kennen von Gefahren, das Abschätzen der Konsequenzen der eigenen Mediennutzung sowie Grundregeln bezüglich Eigentumsrechten von digitalen Daten. Soziale Kompetenz heisst schliesslich, dass die Kinder und Jugendlichen das positive Potenzial digitaler Medien nutzen können sowie einen verantwortungsvollen und situationsgerechten Umgang mit digitalen Medien erlernen. Zudem müssen sie wissen, wie sie sich und andere vor möglichen Gefahren schützen können.

Kinder und Jugendliche haben bei der technischen Kompetenz in der Regel keine Probleme. Oftmals sind sie in die-

sem Bereich sehr versiert und den Erwachsenen sogar oder zumindest im Empfinden um Schritte voraus. Doch schon bei der Nutzungskompetenz sieht es anders aus: Medien zu verwalten und zu gestalten erfordert bereits ein grösseres Know-how. Meist braucht es dazu ein Coaching. Bei der Entwicklung der Rezeptions- und Reflexionskompetenz und auch bei der sozialen Kompetenz brauchen die Kinder und Jugendlichen zwingend erwachsene Personen, die sie in diesem Prozess begleiten.

Die Aufgabe der Sozialpädagogik

Die sozialpädagogische Arbeit hat zum Ziel, Menschen zu unterstützen und zu befähigen, möglichst eigenständig und in weitgehend selbstbestimmten Lebenszusammenhängen ihren Alltag erfolgreich zu gestalten und so am gesellschaftlichen Leben teilzuhaben und teilzunehmen. In einer medial geprägten Gesellschaft kann die Medienpädagogik nicht mehr ausser Acht gelassen werden. Die verbindliche und konzeptionell verankerte Förderung der Medienkompetenz ist für die Sozialpädagogik nicht mehr eine Option, sondern ganz klar eine fachliche Pflicht. Institutionsleitungen sind gefordert, dem Thema die nötige Wichtigkeit beizumessen. Sie machen ihre Haltung sichtbar, indem sie entsprechende Ressourcen zur Verfügung stellen und einen Rahmen schaffen, welcher für die Mitarbeitenden die Integration der Thematik als stetigen (Lern-)Prozess ermöglicht, fördert

und fordert. Hier geht es um Chancengleichheit, Partizipation, Inklusion, Schutz der Kinder und Jugendlichen und um Unterstützung ihres Umfelds. Wichtig ist zu erkennen, dass die medienpädagogische Arbeit weit über die Frage hinausgeht, welche Regeln gelten sollen.

Die Konzeptpyramide (Grafik 2) zeigt auf, dass auf mehreren Ebenen klare, konkrete Zuständigkeiten definiert werden müssen. Im Leitbild werden Grundsätze definiert. Im Bereich Aufgaben werden Zuständigkeiten festgelegt, und auf der Konkretisierungsebene werden Zeitgefässe und konkrete medien(-pädagogische) Inhalte ausgearbeitet und umgesetzt.

Das Kinderheim Brugg hat sich in seiner langjährigen Geschichte schon mit vielen Themen, Entwicklungen und Trends befassen müssen. Das Thema Nutzung von digitalen Medien ist herausfordernd, aber auch facettenreich und spannend. Sich als Institution damit auseinanderzusetzen heisst, mit der Zeit zu gehen.

Fussnoten

- 1 Alle zwei Jahre werden über 1000 Jugendliche im Alter von 12 bis 19 Jahren in den drei grossen Sprachregionen der Schweiz zu ihrem Medienverhalte befragt. [<http://psychologie.zhaw.ch/de/psychologie/forschung/medienspsychologie/medienumgang/james.html>, Zugriff März 2015]
- 2 <http://www.jugendundmedienschweiz.ch> [Zugriff März 2015]



Weg vom Bewahren, hin zum Befähigen (Bild Monika Luginbühl)